

lung Österreich-Ungarns zur Großmacht“ von Hugo Hantsch und „Der Aufstieg Brandenburg-Preußens“ von Max Braubach. Er läßt den heutigen Deutschen beglückend erleben, wie ungeheuer seit dem Aufkommen der verschiedenen sozialen Bewegungen das Bewußtsein der Volksgemeinschaft in der Staatsführung gewachsen ist. „Man wird“, sagt der Bonner Professor Braubach, „in den Taten der Hohenzollern seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts wahrhaftig nicht einen bewußten Dienst an der deutschen Sache sehen: ihr Aufstieg war alles andere als eine nationale Erhebung“ (360). Der Wiener Privatdozent Hantsch betont dagegen mit Recht die größere innere Verbundenheit Österreichs mit dem deutschen Reichsgedanken und insofern auch mit dem teils machtpolitischen, teils geistigen Einfluß des Deutschtums auf andere Völker (155). Aber nachdem die Reichsgeltung Österreichs durch die Schlesischen Kriege zerstört war (116), machte schließlich das Erwachen der außerdeutschen Nationalitäten eine andere staatliche Einigung der deutschen Volksgemeinschaft als durch Preußen unmöglich.

Umschau

Das Vatikanische Konzil — heute

Es gibt Anachronismen, Zeitwidrigkeiten durch Rückfall in überlebte Epochen; es gibt aber auch, in seltenen Fällen, ein Aus-der-Zeit-fallen durch Vornahme von Gedanken und Entwicklungen, die erst um Menschenalter später von der Welt verstanden und gewürdigt werden. Man liebt es manchenorts, der katholischen Kirche Anachronismen der ersten Art in Fülle vorzuwerfen oder sie überhaupt als den Anachronismus der Weltgeschichte zu betrachten. Dabei ist es die gleiche Weltkirche, die in seltsamer Fügung mehr als einmal in die Zukunft greift und Zeitwidrigkeiten zur Tatsache macht, deren Tragweite erst nach Jahrzehnten dem geschichtlichen Blick offenbar wird.

Ein glänzendes Beispiel dieser Art ist das Vatikanische Konzil, dessen Darstellung aus der Feder des führenden Kirchenhistorikers englischer Sprache, Dom Cuthbert Butler, in deutscher Übertragung eben zu guter Stunde erscheint¹.

¹ Das Vatikanische Konzil. Seine Geschichte von innen, geschildert in Bischof Ullathornes Briefen. Von Dom Cuthbert Butler O. S. B. Übersetzt und erweitert von Hugo Lang O. S. B. 80 (467 S.) München o. J. (1933), Kösel & Pustet. Geb. M 12.—

Butler schreibt — wie übrigens auch Bischof Ullathorne, dessen Berichterstattung in Briefen als zeitgenössischer Beleg ersten Ranges das ganze Werk durchzieht — vollkommen sachlich und nüchtern, mit jener angelsächsischen Andacht zur farbigen Einzelheit, die ihn sogar „jede ‚Szene‘ auf dem Konzil und jedes Einschreiten der Präsidenten“ (280) mit liebender Sorgfalt wiedergeben läßt. Hinter dem äußeren Gang der Ereignisse und Verhandlungen aber erhebt sich, zumal im Zusammenhalt mit den einleitenden Kapiteln über die geistige Lage und die Strömungen der Zeit, mit Händen greifbar das, worum es im großen Konzil des Jahres 1870 letztlich ging: den Schlußstrich zu setzen unter eine Entwicklung, die wir in heutiger Sprache als das „parlamentarische System“ bezeichnen würden, und jenen Grundsatz in voller Klarheit zur Geltung zu bringen, den wir, wiederum mit heutigen Worten, das „Prinzip der Führung“ nennen.

Freilich müssen wir uns in demselben Augenblick, wo wir diese Ausdrücke auf den Bereich katholischer Kirchenverfassung übertragen, der Tatsache bewußt bleiben, daß es sich in beiden Fällen nur um Annäherung, nicht um Dekkung der Begriffe handelt. Einmal weil die Führungsautorität in der Weltkirche kraft ursprünglicher Satzung des göttlichen Stifters in einer nirgends sonst

wiederholten, nur der katholischen Kirchenverfassung eigenen Weise zwischen dem Papst als Nachfolger Petri und dem Episkopat als Träger der Autorität des Apostelkollegiums verteilt ist; und dann, weil aus eben diesem Grund, historisch gesehen, niemals eine Alleinherrschaft des einen Systems von der des andern abgelöst wurde und werden konnte, wie etwa im politischen Bezirk.

Trotz, oder besser gesagt eben wegen dieses Grundzugs im Bau der kirchlichen Verfassung war es möglich, daß geistige Strömungen und Entwicklungen der Jahrhunderte Einfluß übten auch auf die Anschauungen über die Verteilung der Kraftlinien in diesem lebendig bewegten Feld kirchlicher Autorität, mit andern Worten, daß das Verhältnis zwischen der Gewalt der gottgesetzten obersten Führung im Primat und der ebenso gottgesetzten untergeordneten Führung im Episkopat Wandlungen ausgesetzt war, die ihrerseits wieder auf die Gesamtaufassung vom Aufbau der Kirche wesentlich zurückwirken mußten.

Die unheilvolle Zeit des großen abendländischen Schismas bezeichnet hier den Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung; die Zeit, da die zerrissene Kirche über Papst und Gegenpäpste weg nach Mitteln suchte, der allgemeinen Verwirrung ein Ende zu machen. Dort gewann zum ersten Mal, lange vor den Ansätzen eines Aufbaus der staatlichen Autorität „von unten her“, der Gedanke eines kirchlichen Parlamentarismus, ja einer kirchlichen Demokratie Form und Gestalt; dort tauchte zum ersten Mal die Drohung selbständiger Nationalvertretungen gegen die Einheit der Weltkirche auf. Das Konzil von Konstanz und von Basel, die gallikanischen Thesen und der Febronianismus sind Marksteine der innern, der Josephinismus und die Zivilkonstitution der Französischen Revolution Endpunkte der äußern Entwicklung. Von der Unterordnung des Papstes unter das konstitutionelle Regiment des Konzils schreitet der Angriff gegen die in jedem Sinn „von oben her“ gesetzte Autorität kirchlicher Führung im Zeitalter des Absolutismus und Konstitutionalismus Schritt für Schritt weiter bis zur Unterordnung des Pfarrers unter die Kirchengewalt der Polizei und den Willen des Kirchenvolkes, ein Angriff, dem die Kirche nichts entgegen-

setzen konnte als den Widerstand Roms und das immer wieder aufbrechende Bewußtsein ihrer Glieder, daß es „von Anfang an nicht so war“ und so nicht sein durfte.

Und dann geschieht das Unglaubliche, der Schlag ins Gesicht der Zeit: gerade wo die vom kirchlichen Bereich ausgegangene Entwicklung im politischen System der abendländischen Völker ihren Höhepunkt erreicht, wagt es das eindrucksvollste Parlament der Erde, das allgemeine Konzil der Kirche, nach einem ebenso wechselvollen wie lehrreichen Prozeß der Klärung das ureigene Führungsprinzip der Kirche für alle Zeit unverrückbar festzulegen. Die Szene der Abstimmung über das Unfehlbarkeitsdekret im Petersdom mitten im Tosen eines römischen Gewitters kann durch keine noch so glänzende Kunst der Darstellung in ihrer symbolhaften Größe gesteigert werden, ebensowenig wie der jähe Ausklang dieses einzigartigen Geschehens: einen Tag später — Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs; einen Monat später — Untergang des Kirchenstaates; ein Vierteljahr später — Vertagung des Konzils „auf günstigere Zeit“.

Die Folgezeit hat gelehrt, wo die eigentliche Bedeutung des Vatikanischen Konzils lag und wo nicht. Hatten Übereifrige gehofft und die Gegner gefürchtet, „daß nunmehr ein beständiger Strom von ex cathedra-Außerungen ergehen werde, um für Katholiken in unfehlbarer Weise Fragen aller Art beizulegen, Fragen der Lehre, der Philosophie, der Wissenschaft, der Sozialethik, der Beziehungen von Kirche und Staat...“, so sollten die einen wie die andern große Enttäuschungen erleben. Nie wurde eine Vollmacht, wie sie hier dem Papst zuerkannt oder vielmehr als gottgesetzte, seinem Amt einhaftende Eigenschaft anerkannt wurde, sparsamer und maßvoller gebraucht; wie Butler bemerkt (408), erfolgte von 1870 bis heute nach Ansicht der besten Kenner keine einzige Kundgebung des Papstes an die Kirche unter jenem vollen Einsatz der obersten Lehrgewalt, der sie zur Kathedralentscheidung im Sinn der Unfehlbarkeitslehre erheben würde. Nicht in diesem besondern Punkt lag der für die Zukunft fruchtbare Sinn des Vaticanums, sondern vielmehr darin, daß nunmehr der

Ort und Ursprung der höchsten Autorität in der Kirche klar und jedem sichtbar für immer bestimmt war.

Damit erhob sich das Papsttum nach den Zeiten der Erniedrigung (nicht so sehr der äußern, die für eine geistige Institution wie diese wenig belangvoll ist, als der innern, der Schwächung des Primatgedankens als solchen) zu jener unumstrittenen Höhe des Führungsamtes, die heute geradezu eine Lebensnotwendigkeit der Kirche bedeutet. Welch ein Wandel der Dinge sich hier im Denken und in der Praxis vollzog, zeigt beispielsweise die Geschichte des allgemeinen Gesetzbuchs der Weltkirche, das ohne Konzil — wenn auch nicht ohne die tätigste Mitwirkung des Gesamtepiscopepats — mitten im Weltkrieg in Kraft gesetzt werden konnte.

Aller Voraussicht nach wird sich die Tragweite der Tat von 1870 in Zukunft noch klarer enthüllen als jemals bisher in der Vergangenheit. Die Kirche bejaht bekanntlich jede Staatsform, die eine vernünftige Ordnung der Dinge gewährleistet, aber wenn eine ihrer eigenen Verfassung nahesteht, so ist es zweifellos jene der autoritären Führung, in der ein Führer in persönlichem Einsatz als Symbol und Treuhänder seiner Gemeinschaft steht. Was etwa für die wesenhaft demokratisch gebaute protestantische Kirche eine schwer zu begründende Neukonstruktion ist, das Amt eines Reichsbischofs mit oberster geistlicher Autorität, das ist in der katholischen Kirchenverfassung Grundlage und Grundtatsache: ein Oberhaupt, ein personaler Träger der Autorität als Sinnbild und Garant der gesamtkirchlichen Substanz. Wenn heute Völker von sich aus ihre Geschicke in die Hand eines Führers legen, so ist die Kirche sicher die letzte, die einer solchen Entwicklung gram wäre. Führung gibt von selbst nicht nur Verantwortung, sondern auch Sinn für Verantwortung und damit Sinn für Maß und Gerechtigkeit — das zeigt gerade die Geschichte des Vatikanischen Konzils und seiner Folgezeit. Man kann nur hoffen und wünschen, daß sich das Prinzip der Führung im politischen Raum, wo freilich das Staatsvolk nie jedes Mitbestimmungsrecht verlieren kann, ähnlich fruchtbar und segensvoll erweist wie im kirchlichen Bereich seit 1870. Anton Koch S. J.

Von Zweckursachen und Wirkursachen der Lebensvorgänge

Es gab einmal eine Zeit, in der nur wirkursächliche Forschung als Naturwissenschaft galt. Die Drehung der Uhrzeiger war wirkursächlich restlos durch die Spannkraft der Feder oder die Zugkraft der Gewichte und die Übertragung dieser potentiellen Energien durch das Räderwerk auf die Zeiger erklärt. Damit gab man sich zufrieden. Daß dies wirkursächliche Geschehen zugleich im Dienste zweckursächlichen Geschehens, der Zeitmessung steht, ja daß hier wie bei allem nicht sinnlosen Geschehen die Zweckursache das Erste, die Heranziehung der Wirkursachen das Zweite ist, davon wollte man damals in der Naturforschung nichts hören, sehen und wissen. Telephobie, Angst vor jeder Art mechanisch-materialistisch nicht erklärbarer Zielstrebigkeit, war eine weitverbreitete und ansteckende Modekrankheit. Jetzt scheint sie überwunden zu werden, denn es mehrten sich die Stimmen zu Gunsten einer nicht nur wirkursächlichen, sondern auch zweckursächlichen Forschung.

So hat Gustav Wolff, der Baseler Professor für theoretische Biologie und Psychologie, in seinem 1933 bei Reinhardt in München erschienenen Werk „Leben und Erkennen, Vorarbeiten zu einer biologischen Philosophie“ in geistreicher Weise die Zeit verspottet, die bei jeder neuentdeckten Eigenart von Lebensvorgängen und organischen Gebilden im stillen nach dem Warum und Wozu fragte, die nicht ruhte, bis sie eine befriedigende Antwort auf diese Fragen fand, aber offiziell von finaler Naturforschung nichts wissen wollte und durfte. Bücher wie dieses von Wolff bringen das alte Axiom wieder zu Ehren: *natura nihil facit frustra*. Jedes Organ hat seinen Sinn, jedes rudimentäre Organ hatte einmal seinen Sinn, bis es ihn verlor und der Rudimentation, dem Abbau verfiel. Und auch dieser langsame Ausmerzungsprozeß, der wirkursächlich für den Genetiker noch schwerverständlich ist, hat offenkundig den Sinn, überflüssig gewordene Organe nicht länger als nötig mitzuschleppen, ihre Anlage aus der Erbform verschwinden zu lassen.

Ähnlich wie G. Wolff denkt Karl Sapper, Professor der Naturphilosophie in